

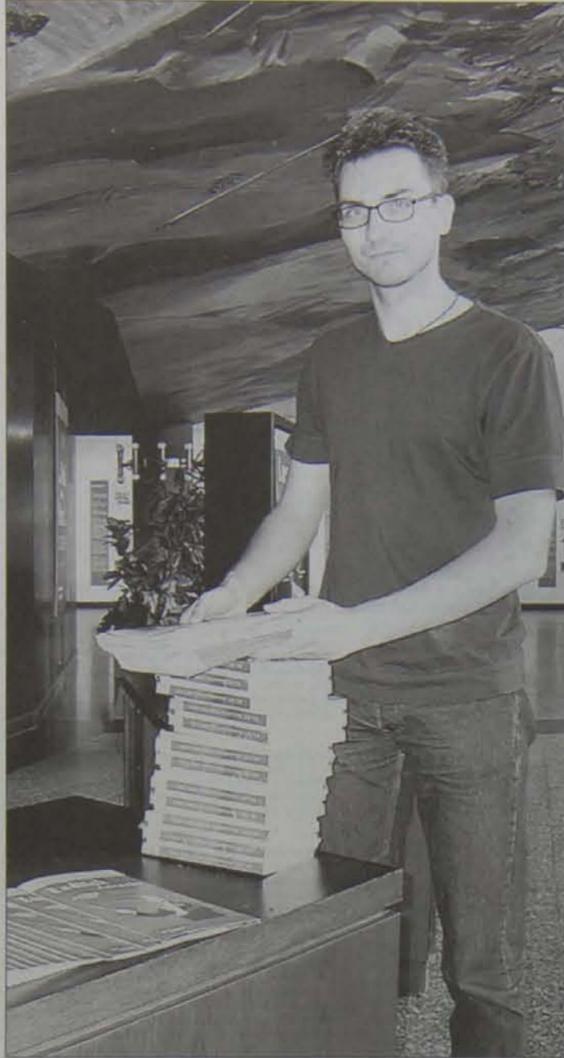
Marketing-Konzept statt Kaffee kochen

Bei Kommilitonen gelten Praktika als Brücke in die Arbeitswelt. Doch dieser Weg ist selten mit Geld, aber oft mit Schwierigkeiten gepflastert.

Praktika von der Börse

Fast alle Unternehmen und Organisationen bieten Praktika für Studenten an. Nicht immer muss das eigene Studium etwas mit dem Unternehmen zu tun haben. Bevor man seine Bewerbungsunterlagen abschickt, kann man sich in Praktikumsbörsen informieren, welche Firmenangebote vorliegen. Hier einige nützliche Adressen:

- Am Schwarzen Brett der Universität Leipzig findet man eine Extra-Rubrik mit Praktikumsangeboten unter <http://dsb.uni-leipzig.de/>
- Die Fakultät für Mathematik und Informatik bietet eine umfangreiche Linksammlung zu Unternehmen und verschiedenen Praktikumsbörsen. Sie sind auch für Rechenkünster geeignet. Mehr unter <http://www.mathematik.uni-leipzig.de/fmi/jobs/praktikum-job.html>
- Die Studentenorganisation Aiesec vermittelt Praktika im Ausland. Schwerpunkt sind Wirtschaftsunternehmen, aber auch andere Fachrichtungen sind vertreten. Internet: www.uni-leipzig.de/aiesec
- Das „Handelsblatt“ listet auf seiner Homepage nach eigenen Angaben über 20 000 Praktikumsangebote auf. In der Rubrik „Praktikumsreport“ sprechen ehemalige Praktikanten offen über Arbeitsbedingungen, Aufgaben und Entlohnung bei einzelnen Unternehmen. Im Internet unter www.jungekarriere.com
- „Absolute beginners“ heißt die Praktikumsbörse des Jugendmagazins „jetzt“. Falls der Server mitspielt, können interessierte Praktikumsplätze nach Postleitzahlgebieten suchen unter www.jetzt.de/bre/mab



Als Praktikant in der Marketingabteilung des Leipziger Gewandhauses betreut Kulturwissenschafts-Student Marc Riedel eigene Konzerte. Fotos: Jan Wolter

Von ENNO BRENDGENS

Über Praktikanten gibt es ein Klischee: Sie kochen für Kollegen Kaffee, stehen am Kopierer und sind irgendwie allen im Weg. Doch das hat nur noch in den wenigsten Fällen etwas mit der Wirklichkeit zu tun. Gefragt sind vielmehr Verantwortung und eigenständiges Arbeiten. Und so nutzen Kommilitonen das kurze „Mitschwimmen im Betriebsalltag“ gerne als Testphase für den Beruf, oft auch als Karriereprungbrett.

„Das Studium ist halt schon sehr theoretisch“, sagt die Politikstudentin Franziska Kruse. „Da will man wissen, was einem das Gelernte für den Beruf bringt.“ Praktikum hieß für sie das Zauberwort. Für eine Firma in Bulgarien, die Holzprodukte für den deutschen Markt herstellt, erarbeitete sie ein Marketingkonzept. „Ich untersuchte die Situation des Unternehmens, die Konkurrenzlage und konnte dabei richtig eigenständig arbeiten. Marketing vor Ort zu erleben ist natürlich was ganz anderes als im Hörsaal.“ Theorie machte auf einmal in der Praxis Sinn. „Kaffee habe ich übrigens kein einziges Mal gekocht“, schmunzelt sie.

Hilfsarbeiten als bloße Beschäftigungstherapie sind keine üblichen Praktikantentätigkeiten mehr. Dafür wären die jungen Schnupper-Arbeitnehmer auch „viel zu schade“, sagt Evelyn Koch, Pressesprecherin der Deutschen Bank in Leipzig. Stattdessen wird in dem Unternehmen bei den Praktikanten auf eine besondere Betreuung Wert gelegt. „Jeder soll Erfahrungen mitnehmen, die Bank kennen lernen. Gleichzeitig lernen wir natürlich auch die Studenten kennen.“ Die besten Karten haben hier Wirtschaftswissenschaftler, Juristen und Informatiker. Grundsätzlich können sich aber Studenten aller Richtungen bewerben.

Wie viele Leipziger Studiosi jedes Jahr ein Praktikum im In- oder Ausland absolvieren, weiß keiner genau. Weder beim Arbeitsamt noch in den Hochschulen tauchen sie in Statistiken auf. Und so dürfen Praktikanten zu einer der größten Grauzonen auf dem Arbeitsmarkt zählen. „Die Praktikumsfrage ist inzwischen sehr unübersichtlich“, klagt Jens Cruse vom Bereich Bekämpfung illegaler Beschäftigung beim messestädtischen Arbeitsamt. „Da muss man davon ausgehen, dass es auch hier schwarze Schafe gibt.“ Cruse meint damit Unternehmen, die Stellen streichen und zum Beispiel einfache Bürotätigkeiten von Praktikanten ausführen lassen. „Aber das ist natürlich sehr schwer nachzuweisen“, bemerkt er. Darum sollten sich

Kommilitonen mit schlechten Erfahrungen direkt ans Arbeitsamt wenden.

Was ein Praktikum bringt, ist schwer vorhersagbar; Verträge sind nicht immer die Regel. Für manchen stellte sich der Praktikumsplatz im Nachhinein als Urlaubsvertretung für die Sekretärin heraus, andere wurden von den Kollegen einfach nicht wahrgenommen: „Die ersten Tage wurde ich von einem Schreibtisch zum nächsten geschickt, keiner hatte richtig Zeit für mich, und wenn ich mal selbst Vorschläge gemacht habe, wurden die nicht angenommen“, klagt eine 23-jährige Journalistik- und Anglistikstudentin, die vor einem Jahr ein Medienpraktikum in Halle angefangen hatte. „Ich habe absolut nichts gelernt. Geld gab's auch keins. Aber ich musste jeden Tag die Zugfahrt von Leipzig nach Halle bezahlen.“ Nach drei Tagen „Gammeln im Büro“ stand der Entschluss fest: „Ich habe das Praktikum abgebrochen.“

Mangelnde Bezahlung und teils hohe Anforderungen gehören zu den Hauptproblemen bei Praktika. Und da es beim Geld keine Richtlinien gibt, sind große Unterschiede selbst innerhalb einer Branche üblich. Mit 1000 Mark brutto im Monat vergütet etwa die Deutsche Bank ein Praktikum. Damit schneidet sie vergleichsweise gut ab. Meist müssen sich Studenten mit ein paar hundert Mark begnügen, oft mit gar nichts.

All diese Nachteile nehmen viele gerne in Kauf, versprechen sie sich vom Praktikum doch bessere Berufschancen. „Das ist eine Investition in die Zukunft“, sagt Tino Schubert, der über die Studentenorganisation Aiesec ein Management-Praktikum in Kamerun vermittelt bekam. Von den rund 600 Mark Entlohnung im Monat konnte er zwar gut leben – nicht aber reich werden. „Praxiserfahrungen und Erfahrungen im Ausland werden immer wichtiger. So sieht der Arbeitgeber, dass man sich selbst auch mal Mühe gegeben hat.“ Darum rät Tino angehenden Praktikanten, sich unbedingt ein Zeugnis mitgeben zu lassen, in dem jede Tätigkeit aufgelistet ist.

Bei Christian Adier sind die Praktikumsbescheinigungen bereits zu einem kleinen Stapel angewachsen. Der Journalistikstudent organisierte sein Studium so, dass er möglichst in allen Semesterferien ein Praktikum einschieben konnte. „Wenn man verschiedene Betriebe kennenlernt, kommt man auch im späteren Arbeitsleben besser zurecht. Und jedes Praktikum ist eine neue Herausforderung“, meint er. Inzwischen kann er im Lebenslauf nicht Praktika vermerken. Vermisst möchte er davon keines – auch wenn's nicht immer Geld gab.

„Ach ja, Leipzig!“

Damals an Leipzigs Hochschulen. In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: Arndt Bause, Komponist.

„Ein Schlager muss einschlagen“



Komponist Arndt Bause

Arndt Bause, Jahrgang 1936, studierte zwischen 1969 und 1974 Komposition und Tonsatz an der Hochschule für Musik in Leipzig. Zu diesem Zeitpunkt komponierte der gelernte Glasbläser schon erfolgreich für die DDR-Hitparaden.

In den folgenden Jahren avancierte er zum Zentralgestirn des ostdeutschen Schlagerkosmos. Er schrieb Melodien für Monika Herz, Frank Schöbel und Helga Hahnemann.

Frage: Welche Melodie haben Sie heute auf den Lippen?

Bause: Die erste, die ich heute morgen im Radio gehört habe, war Cher. Mit der lässt es sich gut durch den Tag kommen.

Sie arbeiten als Schlagerkomponist. Was genau ist denn das – ein Schlager?

Ein Schlager unterscheidet sich nicht zwischen Pop- oder Rockmusik. Wenn einer allein auf der Bühne steht, nennt man ihn Schlagersänger. Sind es mehrere, heißt das Rockgruppe. Und wenn ein paar Streicher „Yesterday“ von den Beatles spielen, läuft das im Radio auch unter Rockmusik. Für mich ist ein Schlager einfach etwas, das einschlägt.

Rock 'n' Roll ist Männersache. Wer hat beim Schlager das Sagen?

Auch die Männer. Denn Frauen sind immer die dankbareren Fans. Männer können nur selten Euphorie zeigen, deswegen gehören sie eher auf oder hinter die Bühne als davor.

Sie haben Ihre wichtigsten Erfolge in Berlin erlebt. Denken Sie noch manchmal an Leipzig?

Hin und wieder. Ich war erst im März hier, um ein Buch vorzustellen, das ich gemeinsam mit Gisela Steinecker geschrieben habe. Da habe ich mir viel Nostalgie geleistet und meine alte Hochschule besucht.

Haben Sie die in guter Erinnerung?

Sagen wir so: Ich habe als Kind Klavier gelernt, obwohl ich nicht wollte. Dann wurde ich Glasbläser, obwohl ich nicht wollte. Den Beruf habe ich nach der Lehre hingeworfen und angefangen, Tanzmusik zu komponieren. Ab da war die Welt o. k.

Welche Ihrer Melodien ist denn neben „Sing, mei Sachse, sing“ am meisten von Leipzig inspiriert?

„Gold in deinen Augen“, das ich für Frank Schöbel in einem Kellerraum in der Straße des 18. Oktober schrieb, ist so eines.

Sie sind Experte für harmonische Musik. Kennen Sie trotzdem einen bösen Sachsenwitz?

Nein, so etwas gibt's doch nicht, glaube ich. Die Sachsen werden doch immer als angenehm empfunden, weil sie sich einer so weichen und gemühtlichen Sprache bedienen.

Interview: Matthias Braun

Beim Elvis-Song war mal für einige Takte der Text weg

Kristina Weber studiert und singt Alt bei „Mamakriminal“

Das traut man ihr einfach nicht zu, Kristina Weber – zierlich, schlank und 20 Jahre jung – singt Alt. So heißt die tiefste Frauenstimmlage. Die volle und tiefe Stimme hat sie sich im Chor antrainiert. „Mit Talent hat das wenig zu tun. Es kommt darauf an, wie du gebaut bist“, sagt Kristina.

Gemeinsam mit Matthias Knoche (Tenor), Marcus Melzig (Bariton), Michael Dolak (Bass) und Alexandra Lenschow (Sopran) singt die Leipziger Studentin in dem A-cappella-Quintett „Mamakriminal“. Die fünf, aus deren Vornamen der Bandname entstand, haben sich vor zwei Jahren während eines Schüleraustauschs in Argentinien kennen gelernt. „Schon damals war ich im Chor. Doch ich hätte mir nie träumen lassen, dass meine Stimme für eine Band gut genug ist“, blickt Kristina zurück.

Weil ihre argentinischen Reisegefährten das bis heute anders sehen, fragten sie, ob sie nicht Lust hätte, in einem Quintett zu singen. „Kristina hat einen warmen Alt-Ton. Keinen stechenden oder rauhen, wie man das sonst so hört. Deshalb wollten wir sie in unserer Band haben“, sagt Bariton-Sänger Marcus. Seit einem Jahr geht „Mamakriminal“ in Leipzig und Umgebung auf Tour. Dabei wird Lampenfieber langsam zur Routine.

Doch bei der Premiere erlebte Kristina vor 100 Leuten den Albtraum eines jeden Künstlers. „Ich sang ein Lied von Elvis Presley, das ich eigentlich gut drauf hatte“, erzählt sie. Mitten drin vergaß sie den Text. „Ich ha-

be mir geholfen, indem ich ein paar Takte lang einfach Lalala gesungen habe“, erinnert sie sich lachend.

Auch wenn sie die Bühne inzwischen für sich entdeckt hat, will Kristina weiter Französisch und Englisch studieren. „Bis jetzt schaffe ich mein Pensum, weil ich im zweiten Semester keine Hausarbeiten schreiben muss.“ Ein Musikstudium hatte sie vorher abgebrochen. „Musiktheorie war mir viel zu abstrakt.“

Ihr Traum sei es, Unterricht in einer Gesangsschule zu nehmen, verrät Kristina. Doch die Befürchtung, nicht angenommen zu werden, hielt sie bisher von einer Bewerbung ab. Über die Selbstverweigerung hilft ihr vielleicht die CD hinweg, die das Quintett gerade in der alten Klavierfabrik in Böhlitz-Ehrenberg aufnimmt. „Ich denke, Kristina könnte mehr, wenn sie nicht so zaghaft wäre“, meint „Mamakriminal“-Sopranistin Alexandra.

Vor der Sommerpause tritt das Quintett noch einmal auf. Die Fünf singen heute in der Stötteritzer Marienkirche. Nach den Sommerferien kommt die CD auf den Markt. An der arbeiten sie seit drei Monaten. „Mit den Einnahmen aus unseren nächsten Konzerten wollen wir dieses Projekt finanzieren“, sagt Matthias.

Für November plant „Mamakriminal“ den Schritt in die Hauptstadt. „Nachdem wir im Mai in München aufgetreten sind, werden wir im November beim A-cappella-Festival in Berlin mit dabei sein“, freut sich Kristina schon jetzt.

Nadja Kellner



A-cappella-Gruppe „Mamakriminal“

Jede Stelle, die gekürzt wird, ist eine zu viel

Uni-Rektor Volker Bigl im Interview zu aktuellen Problemen und Plänen der Alma Mater

Frage: Was hat für Sie größere Priorität, Studenten für Leipzig oder für die weite Welt auszubilden?

Bigl: Wissenschaft respektiert keine Grenzen, weder zwischen Ländern noch zwischen Städten.

Müssen Sie nicht den Interessen der Stadt entgegenkommen?

Wir wollen uns natürlich auch der Verantwortung gegenüber der Stadt stellen. Das ist ein Markenzeichen der Alma Mater, schließlich ist sie von Bürgern dieser Stadt gegründet worden. Trotzdem werden wir unsere Autonomie wahren.

Drängt Ihr Geldgeber, die Landesregierung, nicht, verstärkt auf Sachsen zu setzen?

So sehe ich das nicht. Die Landesregierung drängt darauf, dass wir verstärkt mit anderen Universitäten in Sachsen kooperieren. Das ist auch in

unserem Interesse.

Aber bleibt mit den anstehenden Stellenkürzungen nicht die internationale Konkurrenzfähigkeit der Uni auf der Strecke?

Ja, jede Stelle, die hier gekürzt wird, ist eine zu viel. Wenn weitere Stellen gestrichen werden, sind wir bald gezwungen, bestimmte Gebiete nicht mehr oder nur noch beschränkt weiterzuführen, um in anderen wettbewerbsfähig zu bleiben.

Wo soll die Universität eine internationale Größe werden?

Wir sind bereits auf dem Weg, wieder eine erste Adresse für ausländische Studenten zu werden. Ich hoffe, dass hier die Quoten bald neu geregelt werden und mehr Ausländer zu uns kommen können. Außerdem ist es



Uni-Rektor Volker Bigl

mein Ziel, dass bald die Hälfte unserer Studenten einen Teil ihres Studiums im Ausland absolvieren.

Was kann die Alma Mater für die Stadt tun?

Wir bauen zum Beispiel ein neues Biotechnologiezentrum mit der Stadt. Die Räume dort werden von unseren Wissenschaftlern, vorwiegend aber von der Stadt und der regionalen Wirtschaft besetzt. Durch diese Nähe soll die Wirtschaft der Stadt vorangebracht werden.

Sie selbst haben zwei Jahre in Rumänien studiert. Sind Sie eher Leipziger oder Weltbürger?

Für mich hat die Zugehörigkeit zu Land oder Region nie eine primäre Rolle gespielt. Ich kann aber nicht leugnen, dass mein Herz für Leipzig schlägt. Interview: G. Burkhardt

Denkmalschutz zufrieden / Fachschaftsrat auf kritischer Distanz / Künstler nimmt's locker

Fischers Farben im HTWK-Flur setzen Elektrotechniker unter Hochspannung

„Mir soll es egal sein, solange es kein Rosa ist“, kommentiert der Leipziger Künstler Michael Fischer die Debatte um seinen Entwurf für das HTWK-Gebäude in der Wächterstraße. Nachdem er den Zuschlag bekommen hatte, Eingangsbereich und Treppenhäuser des Gebäudes der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur zu gestalten, waren die Emotionen unter Studenten und Professoren hochgeschlagen. Auch das Denkmalschutzamt hatte Bedenken. Mit der Behörde wurde inzwischen ein Kompromiss gefunden. Hintergrundfarbe im alten Stil: grün statt weiß. Allein die Kritiker der bunten Fischer-Männchen im Vordergrund sehen sich übergangen. Vor allem der Fachschaftsrat der Elektrotechnikstudenten würde das „Farbenmassaker“ gern verhindern. Deshalb hat er vor Wochen einen Malwettbewerb für Studenten ge-

startet. Die Studentenvertreter kritisieren das Verfahren. Die Entscheidung für Fischer-Art sei ohne die Öffentlichkeit gefallen. Sebastian Gutke, Student im 4. Semester und Mitglied des Fachschaftsrats, hat sich die alternativen Entwürfe angesehen. Ihm sind die Gemälde Fischer-Arts einfach zu großflächig und bunt. „Das passt nicht zum Stil des Hochschulgebäudes“, so Gutke. Ganz anders sieht es der Architekturstudent Frank Borchowitz: „Das ist doch mal was Mutiges! Und die Bilder vermitteln das Lebensgefühl der Studenten – nämlich Spaß zu haben.“ Borchowitz findet die Gestaltung überaus passend. Der Studiengang Elektrotechnik sei so trocken, dass die Farben den Kommilitonen gut täten.

Auf die Vorgabe des Denkmalschutzes reagiert Fischer-Art gelassen. Probleme hat er mit den Stu-

denten, die in der Diskussion seine Kunst unsachlich beurteilten, doch nimmt er die Auseinandersetzungen locker: „Wem es nicht ge-

fällt, der soll einfach nicht hochgucken.“

Elke Ankenbrand

Internet: www.et.htwk-leipzig.de/sturaet/



Per Computer simuliert: umstrittene Fischer-Art-Kunst im HTWK-Gebäude in der Wächterstraße.

Studentenfutter

Müde Fachschaftswahl

Politikmüdigkeit ist auch unter akademischen Nachwuchs verbreitet. Deshalb hatten Studenten des Uni-Instituts für Politikwissenschaft bei den diesjährigen Fachschaftswahlen ein ehrgeiziges Beteiligungsziel: 50+.

Am Ende waren es aber nur 28,8 Prozent. Der Fachschaftsrat der Archäologen kann sich hingegen über eine Legitimation von 42,6 Prozent freuen. Das Schlüsslicht bilden die Veterinärmediziner (12,6 Prozent). Nur wenig aktiver wählten die Germanisten (13,3 Prozent) und die Juristen (14,4 Prozent). Insgesamt lag die Wahlbeteiligung bei 20 Prozent. Das sind 3,5 Prozent mehr als 2000.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Matthias Braun und Steffen Höhne. Campus ist erreichbar unter der Faxnummer 0341 - 9 73 57. 46.

